

Lotte Rose

**Laudatio Henriette-Fürth-Preis**

**für die Diplomarbeit „Zwischen Zoff und Zuneigung. Sichtweisen und Interaktionsformen zu Konfliktverhalten und Anerkennung von Mädchen in koedukativen und monoedukativen Zusammenhängen“ von Barbara Lewicki**

verfasst an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt, Studiengang

Sozialpädagogik/Sozialarbeit, betreut von Prof. Dr. Elke Schimpf und Prof. Dr. Birgit Bender-Junker

Die Jury hat einstimmig entschieden, den Henriette-Fürth-Preis an Barbara Lewicki zu vergeben. In der Begründung heißt es:

„Die Arbeit überzeugt inhaltlich in Bezug auf die Aktualität des Themas, die wissenschaftlich fundierte Durchführung und Argumentation, das Niveau der theoretischen Diskussion und der methodischen Anlage und Reflexion. Die Arbeit leistet einen relevanten Beitrag zur geschlechtsspezifischen Analyse des Konfliktverhaltens von Kindern. Schließlich - und dies zeichnet diese Arbeit besonders aus – entwickelt die Autorin Anregungen für einen fachlichen Diskurs in den Kinderbetreuungseinrichtungen, die für eine Reflexion und Entwicklung der Konzeption und der Angebote genutzt werden können. Die Arbeit leistet damit auch einen Beitrag zur Debatte über die Professionalisierung von ErzieherInnen und SozialpädagogInnen sowie ein begründetes Plädoyer für die Anerkennung des Berufs der ErzieherIn.“

Damit sind in kompakter, schnörkelloser Form die besonderen Leistungen dieser Untersuchung benannt worden, die noch einmal ein wenig ausgeführt werden sollen.

Barbara Lewicki hat sich auf die Spuren des Streits gemacht – ein Thema, das in der Geschlechterforschung schon eine lange Geschichte hat. Sie fragt danach. Wie bewältigen Mädchen Konflikte und Differenzen in ihren Gruppen, wie gestalten Mädchen und Jungen die Trennlinie zwischen den Geschlechtern.

Mehrere Tage hat die Autorin in einem Kindergarten verbracht und dort Beobachtungen gemacht. Ergänzend dazu hat sie Mädchengruppen zu Streitsituationen interviewt.

Sie hat sich mit letzterem an ein Verfahren gewagt, bei dem Forschung lange skeptisch war. Ist es überhaupt möglich, von Vorschulkindern auf Gesprächsbasis ergiebige Informationen zu ihren sozialen Welten zu erlangen? Man kann – das hat die Untersuchung beeindruckend gezeigt.

So besehen kann man Barbara Lewicki als Pionierin bezeichnen, die ernst gemacht hat mit der noch jungen Idee in der Kindheitsforschung, auch kleine Kinder bereits als Subjekte und Konstrukteure ihrer Lebenswelten anzuerkennen, sie nicht immer nur aus der pädagogisierenden Erwachsenenperspektive in den Blick zu nehmen, sondern sie selbst sprechen zu lassen.

Dieser Perspektivwechsel lässt neues sehen. Dies erlebte die Forscherin selbst – und ich als Leserin der Diplomarbeit auch. Da kann beispielsweise eine handgreifliche Streiterei in der Mädchengruppe sich plötzlich als gruppenverbindendes Ritual offenbaren und uns lehren, dass Streit nicht immer destruktiv ist.

Die Fülle an Geschlechteralltagsszenen, die Erzählungen der Mädchen, die Genauigkeit, mit der dies dokumentiert und analysiert wird - das ist eine Kostbarkeit. Denn es erzwingt eine Distanz zum Alltäglichen, die uns normalerweise nicht möglich ist, und in dieser Distanz lässt sich in dem scheinbar so Profanen und Belanglosen plötzlich überaus Bedeutungsvolles entdecken.

„Im Toberaum, der für alle zugänglich ist, spielen Kevin und Alex, sie bauen ein Kissenhaus weiter, das die großen Mädchen angefangen hatten. Kevin steht drin, Alex reicht die Kissen. Als die Mädchen rein kommen, erklärt er, dass er hier der Bewacher sei und erklärt noch die Regeln. Keine darf rein, sie dürfen Kevin die Kissen geben, die er braucht, aber nicht rein. Inzwischen sind Tina und Lea auch dazu gekommen. ... Die Jungen sind jetzt in der Höhle, die Mädchen wuseln davor rum. Sie mache Hilfeangebote, um dabei sein zu können. ... Insa kommt dazu. Sagt, nachdem sie das Ganze etwas beobachtet hat: „Die Mädels sind jetzt alle Wache. Wer rein will, kriegt paar auf die Fresse.““

Diese Szene stellt eine wunderbare Erkenntnisquelle zur Herstellung von Geschlechterarrangements dar – zur Abgrenzung von Geschlechterterritorien, zu Grenzziehung und Wiederannäherung, zu Dominanz und Anpassung. Abwertungen des anderen Geschlechts benutzen Mädchen und Jungen zur Gruppenherstellung. Befragt nach Spielen, die Mädchen überhaupt nicht mit Jungen spielen antwortet Lea.

„Eigentlich gibt es die schon, zum Beispiel Bagger oder so.

Nachfrage: Bagger oder so, was is das, Bagger?

Lea: Balla, balle! Des spielen die kleinen Jungs immer, dann sagen die – sie spricht jetzt affektiert – kann einer von euch Mädchen bitte schön mitspielen, und dann sagen wir: Nein!“

Beachtenswert ist, wie gnadenlos-kritisch die Autorin ihr eigenes Forschungshandeln kommentiert. Sie legt damit ein Maß an Selbstreflexivität an den Tag, das nicht nur für Forschungstätigkeiten, sondern ebenso für die pädagogische Arbeit wünschenswert ist.

So legt sie z. B. offen, dass sie beim Abhören der Interviews mit den Mädchengruppe plötzlich Äußerungen wahrnimmt, die sie in der Situation selbst überhaupt nicht gehört hat, und so wertvolle Gelegenheiten verpasst, um Einblicke in die Mädchenwelten zu erhalten. Auch dieses ist lehrreich, zeigt es uns einmal mehr, wie schnell die eigenen Themen uns daran hindern, den anderen zu verstehen – und dies nicht nur in der Forschung.

Wie in der Laudatio der Jury eingangs schon angedeutet, so ist die geleistete Forschung von doppeltem Wert. Sie liefert Aufschlüsse zu Mädchengruppenkulturen und Geschlechterverhältnissen. Gleichzeitig wird damit aber auch ein Beitrag zur Praxisentwicklung geliefert, auch wenn dies nicht unbedingt das originäre Interesse der Studie war. Wie verhalten sich Fachkräfte in Kinderbetreuungseinrichtungen zu Streit bei Mädchen, bei Jungen, zwischen Mädchen und Jungen. Was bedeutet es für Mädchen wie auch Jungen, wenn das Verhalten der Mädchen von Fachkräften als Cliquenwirtschaft, Rumgezicke etikettiert wird, wenn Mädchen mit dem, was sie tun, von Erwachsenen keine Anerkennung finden, wenn selbst Fachkräften es nicht gelingt, Jungen in Konfliktsituationen in ihre Grenzen zu verweisen. Barbara Lewicki gerät zufälligerweise bei ihren Beobachtungen in eine solche Situation. Das Mädchen Greta sucht bei ihr Hilfe, weil ein Junge ihr bei einem Streit lauthals ins Ohr gebrüllt hat. Sie versucht ihn zurechtzuweisen, er entwischt aber. „Das ganze wiederholt sich dreimal und ich komme mir lächerlich vor, ihm hinterher zu laufen und zu seinen zugehaltenen Ohren zu sprechen. Ich sage ihm, ... das Greta das nicht will und er das sein lassen soll. ... Er will wieder zur Tür hinaus rennen. Ich werde sauer und verlange von ihm, dass er jetzt hier bleiben soll ... Die Situation wird absurd und ich komme mir immer blöder vor. Greta steht auch hilflos dabei und merkt, dass auch ich nicht an Arne ran komme. ... Auf seine nochmalige Flucht hin rufe ich Ute, seine Betreuerin und erzähle ihr kurz, was geschehen ... Ute geht ihm hinterher ... Arne ist inzwischen überhaupt nicht mehr in der Lage, auf irgendetwas einzugehen und es entsteht eine Verfolgungsjagd zwischen ihm und Ute, bei der sie den kürzeren zieht.“

Die Beschreibung muss Respekt einflößen angesichts der Ehrlichkeit, mit der die Autorin sich outet. Sie muss aber auch nachdenklich stimmen, weil sie zeigt, was Fachkräfte im Kindergarten zu bewältigen haben. Wie können Erzieherinnen mit solchen Erlebnissen überhaupt klar kommen, was brauchen sie, damit sie in solchen Situationen nicht unterliegen, „pädagogische Katastrophen“ erleben, wie es die Autorin selbst bezeichnet – zu ihrem eigenen Wohl, wie auch zu dem der Mädchen und auch der Jungen in den Einrichtungen. Nicht nur diese Szene beweist: Mit ihrer Studie hat Barbara Lewicki letztlich auch eine Möglichkeit gezeigt wie pädagogische Praxis zu qualifizieren ist. Was sie als Forscherin

sozusagen exemplarisch gemacht hat, dies könnte auch für die Fachkräfte im Kindergarten stärkend sein: sich Zeit nehmen, genau hinzuschauen und hinzuhören, was Mädchen und Jungen tun, erleben, erzählen, sich auf ihre Perspektive einzulassen, die Geschlechtervariable dabei mitlaufen zu lassen; sich Zeit nehmen, mit anderen über dies alles nachzudenken und dies zu nutzen für die Entwicklung der eigenen Praxis.

Barbara Lewicki plädiert zu Recht für eine Praxisforschung, die von Forscherinnen und Erzieherinnen gemeinsam getragen ist. Dies wäre ein Gewinn für die Forschung wie auch für die Praxis. „Ich habe die Erfahrung gemacht, wie spannend Forschung sein kann, wenn sie auf Alltagsroutinen zurückbezogen und reflektiert werden kann“, formuliert die Autorin zum Ende ihrer Studie und sie deutet damit die immanenten Qualifizierungspotentiale an, die in einer forschenden Haltung zum Berufsfeld stecken. Der Vorschulerziehung, die ärgerlicherweise bislang als Frauenberuf ein gesellschaftliches Aschenputteldasein führt, wäre zu wünschen, dass sich solche Ideen zukünftig realisieren ließen.